

(Nachdruck verboten.)

12]

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Es war ein Genuß, unter diesen Umständen Jettchen zu beobachten. Sie lehnte aus dem Wagenfenster, als ob sie Zeit ihres Lebens an ein fürstliches Dasein gewöhnt worden sei, nicht halb gnädig beim Abfahren nach den Zurückbleibenden und machte es sich auf den weichen Polstern sehr bequem. Alle Damen fanden sie reizend und priesen die Tante ihrer niedlichen Tochter wegen glücklich. Das wiederholte sich unterwegs so oft, daß die Tante darauf verzichten mußte, den wahren Sachverhalt immer von neuem darzulegen. Groß war Jettchen's Unverschämtheit in der Art, wie sie sich an die Tante anschmiegte und auf jeder Station um ein Butterbrot bat. Die Tante schlug das natürlich rundweg ab, aber sämtliche Mitreisenden waren der Ansicht, daß junge Mädchen in Jettchen's Alter einen gesunden und herrlichen Appetit hätten, der unter allen Umständen befriedigt werden müsse. So blieb der Tante nichts übrig, als zu bezahlen. Ferner bekam Jettchen von allen Seiten Kuchen, Schokolade, Bonbons u. s. w. geschenkt, und da dieses leckere Geschöpf fast ganz die Unterhaltung beherrschte, fortwährend lachte, scherzte und sich niedlich zeigte, so schwoll in der Tante ein gewaltiger Zorn. Schließlich ertrug sie das nicht länger und erzählte den wahren Sachverhalt; was und wer Jettchen eigentlich sei, ein Lehrling, ein Geschöpf aus dem Waisenhaus, augenblicklich nur ihre Dienerin und Begleiterin.

Aber nie zeigte sich ein Feldherr besser auf der Höhe der Situation als unsere kleine Freundin. Sie gab der Tante einen innigen Kuß und nannte sie ihre einzige und unübertreffliche Wohltäterin, der sie alles zu verdanken habe und die ein Engel an Güte sei. Hier begann die arme Tante in Verwirrung zu gerathen. Dann mußte Jettchen von ihrer traurigen Vergangenheit zu reden, von dem großen düstern Waisenhaus, wo die kleinen Mädchen Ohrfeigen bekommen und sich Flügel wünschen, um aufs grüne Feld zu fliegen oder in den Himmel, und als sie bei diesem Passus anlangte, heulte und schluchzte das ganze Koupee. Selbst die Tante fing an, in Jettchen, deren Bosheiten sie aus dem ff kannte, ein verkanntes reines Wesen zu sehen, und als die kleine Künstlerin jetzt ihr schweres Geschütz auffahren ließ, den Direktor des Waisenhauses mit bitteren Anklagen todt schoß und seine graue Festung in Grund und Boden sprengte, da war die Schlacht gewonnen. Die Tante weinte, alle Taschentücher waren naß, und der Schaffner, der vor Leipzig die Fahrscheine nachzusehen hat, konnte längere Zeit sich keine Beachtung verschaffen.

Mehrere Damen verließen in der Seestadt den Zug und küßten Jettchen unter Thränen, und wenn man den Versprechungen einer solchen Stunde trauen dürfte, so hätte Jettchen alle Aussicht gehabt, in drei Leipziger Familien später die liebevollste Aufnahme zu finden.

Das seltsamste aber war, daß die Tante selbst tief bewegt war und jetzt zu glauben begann, daß sie eigentlich Jettchen's Retterin sei und um dieses verkannte und gute Mädchen große christliche Verdienste sich erworben habe. Die beiden aßen demgemäß in Leipzig zwei Portionen Braten mit Salat, und die Tante war von nun an um ihre Begleiterin beinahe mütterlich besorgt. Als es Nacht wurde und das Koupee einsam geworden war, legten sich beide auf die Polster, um zu schlafen. Jettchen entschlummerte sofort, aber die Tante konnte bei dem Rütteln und Poltern den Schlaf nicht finden. Als Jettchen's halbkurze Kleider sich verschoben und die niedlichen schwarzen Beine zu weit hervorschauten, stand die Tante auf und deckte eigenhändig mit der großen Reisebede das schlummernde Mädchen zu. Dann sah sie stundenlang zu Jettchen hinüber und zum ersten Mal seit vielen Jahren kam es ihr wie ein Schmerz und wie ein Gefühl der Vereinsamung: wäre das Mädchen da drüben ihre Tochter, ihr eigen! — Große Thränen rollten über die Wangen der Tante; wenn das Magazin und Christian und die Schwägerin und Jettchen selbst das gesehen hätten, sie würden geglaubt haben, die Welt fange an, auf dem Kopfe zu stehen.

So endete der erste Tag der Berlin-Nizzaer Reise.

XI.

Die Chancen, Töchter an den Mann zu bringen, sind in den großen Städten mannigfacher Art. Die meistversprechende war allerdings der Geheimrätin genommen, denn die Gesellschaften bei von Böcks und den bekannten Familien hörten jetzt auf. Clara und Hedwig hatten ihr Glück dort bereits sieben oder acht Jahre vergeblich versucht, und wenn man berechnet hätte, was die beiden an Ballkleidern, Blumen, Frisuren, Ballwäsche, Tanzschuhen, Buder, Droschken und anderen Unkosten zum Zweck des Männerfanges vertanzt hatten, so würde eine Summe herausgekommen sein, die dem spärlichen Haushalte am Plan-Ufer von großem Nutzen gewesen wäre. Die Geheimrätin kalkulierte indessen ganz richtig, daß Sparsamkeit bei zwei Töchtern von vier- und zwanzig und sechs- und zwanzig Jahren nicht am Platze sein könne, denn wenn die Schönheitsreste beider jetzt nicht energisch ins Treffen geführt wurden, so war die Sache verloren und die Zukunft eine trostlose. Wie der Luftschiffer den letzten Rettungsbalken hinauswirft, um nicht mit seinen Pflegebefohlenen ins Meer zu stürzen, so wanderten die Werthpapiere der Geheimrätin zum Bankier und wurden in reizenden Kleidern, neuen Pelzgarituren und allen den Dingen angelegt, die auf einen Unbefangenen keinerlei Eindruck machen, in Liebesangelegenheiten aber als lauter kleine Magnete sich erweisen. Die Geheimrätin verfuhr nicht länger in der lächerlichen Manier, Pariser Kostüme mit miserablen Schuhwerk zu kombinieren, elegante Hüte mit fleckigen Handschuhen, Spizencapes mit baumwollenen Taschentüchern, sondern beide Töchter wurden zu der letzten Entscheidungsschlacht feldmarschmäßig auf das sorgfältigste ausgestattet. Es hatte das indirekt auch insofern sofort Nutzen, als die durch die Klaus-Affäre stutzig gewordenen Lieferanten auf die begreifliche Vermuthung kamen, die Familie Hänisch habe heimlich geerbt.

Klaus wurde in dieser Zeit wenig beachtet. Er erpreßte der Reihe nach eine ganze Anzahl Hundertmarzscheine von seiner verzweifelten Mutter und bemarb sich in einem hübschen englischen Anzuge um ein älteres Fräulein, das mit recht als reich galt. Er hatte in dieser Angelegenheit auch ziemlich viel Glück, und da er dem Fräulein wunderbare Romane betreffs seiner Person erzählte und ihr die nobelsten Bouquets schenkte, so war diese Dame von Klaus' Schönheit und Männlichkeit berückt. Es wäre nicht uninteressant, die Geschichte dieser Werbung ausführlich zu schildern, aber das Fräulein hat, obwohl sie später Klaus' Frau wurde, mit unserer Geschichte zu wenig zu thun. Ihre Rettung war glücklicherweise ein zäher Geiz. Sie hat Zeit ihres Lebens Klaus gut gekleidet und genährt, seine Taschengelder aber immer nur spärlich bemessen und es auf diese Weise dahin gebracht, daß Freund Klaus ihr Alter stets respektirte und sich fügsam zeigte.

Die Geheimrätin lenkte jetzt ihr Hauptaugenmerk auf Konzerte, in denen sich, wie jedes Kind weiß, die jungen Herren und Damen theils aus musikalischer Begeisterung, theils aus Langeweile häufig fixiren und in einander verlieben. Namentlich die Sonntagskonzerte im Zoologischen Garten sahen das Trio stets auf dem Kriegspfade, und seit die Geheimrätin geträumt hatte, daß in dem weißen Saale dieses belebten Etablissements Klara ihr Glück finden werde, hielt sie an diesen Konzerten mit eiserner Konsequenz fest. Man besichtigte zunächst die Affen, die Ebnenfütterung und die Seehunde und begab sich dann zum Beginn des Konzerts in den Saal. Die beiden Mädchen wurden so placirt, daß sie vortheilhaft beleuchtet waren, die Musik setzte ein, und beide thaten mit schüchternem Augenausschlag und hübschem Benehmen ihr möglichstes. Es sei beiden zur Ehre gesagt, daß sie in diesen Rollen nicht glücklich waren. Hedwig war ja freilich ein leidlich munteres Ding, die mit ihren vierundzwanzig Jahren noch hoffnungsfreudig in die Zukunft sah und insgeheim über den Eifer der Mama sich lustig machte, bei Klara aber war die Sache doch anders. In den einfachen Kleidern, in denen sie die arme Eva besucht hatte, war ihr wohlher gewesen als in den neuen enggeschnürten Paradedkostümen, und mit welcher Bangigkeit mußte acht gegeben werden, daß der seine helle Handschuh sauber blieb und das theure Kostüm nicht beschädigt wurde!

Sie war gewiß nicht besonders geschickt, wie das die

guten Menschen ja selten zu sein pflegen, aber sie hatte ein lebhaftes Gefühl für das Rechte und Feine, und diese Rolle des nach Beute spähenen Weibchens paßte für sie recht unglücklich. Sie sehnte sich nach einem Manne, der ihr Liebe entgegenbringen würde, aber sie dachte auch an ihr verblühendes Gesicht, das diese große Frühlingsliebe wohl kaum noch erwarten durfte. Mehr aber fast sehnte sie sich, fort zu kommen aus dieser Tyrannei der Mutter, die mit ihr handeln wollte, wie mit einer Waare und die ihr das trostlose Loos des verblühten Mädchens mit realistischer Kunst täglich schilderte. War denn sie schuld daran, daß keiner je sie hatte haben wollen? War es ihre Schuld, daß die Zeit dahinsiegt und die Frische der Jugend vergeht? —

Sie starzte vor sich hin. Sie dachte an Eva, die wie eine Freundin, wie eine Schwester zu ihr gewesen war, an Eva's glühende Erregung und die heißen Küsse, die sie auf Klaus' Bild gepreßt hatte. Die war glücklich gewesen, und als der vernichtende Schlag kam, hatte sie ihn nicht überleben wollen.

„Klara!“

Sie fuhr auf aus ihrem Brüten, sie sah, wie die Geheimrätin sich höflich gegen einen Gentleman verneigte und demselben huldvollst gestattet, an dem Tische Platz zu nehmen.

Der Herr verbeugte sich auch gegen Klara und bat die Damen, sich durch ihn nicht stören zu lassen.

„Alle Tische sind überfüllt, die Damen werden verzeihen.“

Die Geheimrätin theilte unter dem Tische nach rechts und links an ihre Töchter kleine aufmunternde Stöße, während sie wie ein geschickter Schachspieler die Gelegenheit zu einer Fortsetzung des Gesprächs sich nicht entgehen ließ.

„Diese Sonntagskonzerte,“ sagte sie, „sind schon deshalb nicht jedermanns Sache, weil sie erstens von einem sehr gemischten und zweitens von einem allzu zahlreichen Publikum besucht werden. Aber man besichtigt die wilden Thiere und will sich doch wenigstens einige Augenblicke ausruhen.“

Der Fremde lachte, wozu eigentlich kein Grund vorlag, dann sagte er: „Ja, es ist sehr hübsch hier.“

(Fortsetzung folgt.)

Sudermann's „Johannes“ im Deutschen Theater.

Vor etwa fünf Monaten war es, als Sudermann nach dem Polizeiverbot seines „Johannes“ dies Drama vor einem engen Kreis von Kritikern vorlas. Damals schon war das Drama seinem literarischen Wesen nach an dieser Stelle eingehend gewürdigt worden. Nunmehr hat es am Sonnabend am Deutschen Theater zu Berlin wie am Hof-Theater zu Dresden seine Feuerprobe bestanden.

In kürzerer Frist, als es sonst zu geschehen pflegt, wenn man sich an das Verwaltungsgericht wendet, ist diesmal das Polizeiverbot zurückgenommen worden. Sudermann hat sich an den Minister Rechte gewandt, und durch diese persönliche Verbindung war das Schauspiel dem Kaiser unterbreitet worden, der zu gunsten von Sudermann's „Johannes“ entschied. Auch das Vorkommnis ist ein kleiner Beitrag zur Zeitgeschichte. Ein deutscher Schriftsteller, dessen Name heute Weltruf hat — gleichgültig, ob mit Recht oder Unrecht —, ein Schriftsteller jedenfalls, der Ernstes will, wird auf den Gnadenweg gewiesen und vertraut selbst eher der Gnade als dem Recht.

Solche Vorgeschichte, wie die des „Johannes“, erregt in gewissen Kreisen die unbezwingliche Sehnsucht, bei der Erstaufführung mit dabei gewesen zu sein. Es hat denn auch ein fürchterlicher Kampf um Einlasskarten an, und die Billetthändler hatten goldene Tage. Tröpfe, die das Theater gleichsam für einen Mittelpunkt gesellschaftlich geistiger Interessen halten und außerhalb der schwitzen Theateratmosphäre nicht atmen und nicht denken können, mochten wohl glauben: „Hier haben wir endlich die „Auslese von Berlin“ beisammen. Das stimmt nun wieder nicht. Bei uns wird keinerlei Kunstereignis so geachtet, daß man irgendwem von einer Auslese von ganz Berlin sprechen könnte. Aber lebendiger, umfassender als sonst war das ungewöhnlich erregte Publikum diesmal doch. Selbst der Polizeipräsident v. Windheim war gekommen und überzeugte sich, ob dieser „Johannes“ wirklich so gefährlich sei oder nicht.

Die Religiosität wird Sudermann's „Johannes“ gewiß nicht untergraben, und der Kunst im hohen Sinn nicht Stöße noch Pfeiler sein. Man sagt, Sudermann, den die Johannesidee schon seit seiner Jugend beschäftigt, habe in sein Drama ein Stück seiner eigenen Seele verpackt. Danach wäre er gleichsam der Vorläufer, der einen Späteren, einen Größeren verkündige. Aber zu den Pfadfindern wird man doch Sudermann nicht zählen dürfen, selbst wenn man nur die verhältnismäßig enge Entwicklung unserer modernen Kunst im Auge behält. Durch verworrenen Gestirp bahnt er keinen Weg; er gehört zu den vermittelnden Naturen, die immer dann auftreten, wenn im Neuen schon halbe

Arbeit gethan. Ihnen pflegt die Welt weitaus dankbarer zu sein, als den mühsam Ringenden, die eine Bahn weisen.

Das Drama „Johannes“ schien ganz danach angethan, einen starken theatralischen Sieg zu verbürgen. Es enthält die Mischung, die gemeinlich behagt. In der Tragödie des „Johannes“, der ahnt und vor seinem Ende nicht begreift, der verkündet und nicht wird, der das gelobte Land sterbend schauen, aber nicht betreten darf, findet man den Kern zu höchsten, dichterischen Problemen; und in dem Haß- und Liebespiel von Salome und Herodias die Elemente, über die Sudermann's theatralische Virtuosität trefflich zu gebieten weiß. Man kann so diejenigen beschwichtigen, die vom Dichter hohes Wollen verlangen, und diejenigen ergötzen, denen das Spiel, ob in modernen Gewänden, ob in vergangenen, zeitgeschichtlichen Kostümen, von jeher auf dem Theater die Hauptsache war. Aber es gelang nur eines, das Theatralische. Das andere ging weit über die Kraft Sudermann's. Und so trug das Publikum zwei Seelen in sich, wie das Stück selber; hier sowohl, wie in Dresden. Die eine gehorchte dem Dichter, der mit kleinlichen Instinkten für überragende weltgeschichtliche Entwicklung den Täufer Johannes in das höfische Getriebe des Vierfürsten Herodes und in die Liebesraserei der jungen Salome verstrickte, die andere versagte.

Als Sudermann's Tragödie seinerzeit schon hier besprochen wurde, da war schon darauf hingewiesen worden, wie es der heutigen Erkenntnis, der heutigen Empfindung widerspricht, eine große geistige Umwälzung und deren Träger von allerhand Abenteuern, die von außen her hineingetragen werden, abhängig zu machen. Hier herrschen Nothwendigkeiten, nicht irgendwelche theatralische Zufälle. Die geistige Bewegung zu Anfang unserer Zeitrechnung hatte ihre ökonomisch-politischen Ursachen. Auf ihrem Grund erwuchs sie; auf ihrem Grund entstanden die neuen Lehren, die sich an die Ärmsten und die Elenden wandten; auf ihrem Grund lebte die Sehnsucht nach Erlösung; und auf ihrem Grund entstanden Männer, wie Johannes der Täufer, der in der Wüste predigte. Er war ein Vorläufer; aber seine Persönlichkeit selbst muß doch innerlich groß gewesen sein, wenn der arme Handwerker sein Zelt verließ und in die Wüste zog und dem Manne lauschte, den die Mächtigen Jerusalems haßten und — fürchteten. Daß er in Kameelhaar sich kleidete und wie ein Asket lebte, das macht noch nicht die imponierende Größe aus, vor der man einem ganzen Volk als der große Rabbi, der große Meister erscheint. Alle Menschen, deren Schaffen wir als Höhepunkt irgend einer Entwicklung betrachten, hatten ihre Vorläufer. Sie mußten dem, der da kommen soll, die schwersten Hindernisse aus dem Weg räumen; aber das Menschlich- Tragische lag nicht darin, daß sie geringwerthig waren von Wuchs und Natur, sondern darin, daß ihnen die Zeit nicht reif war. Wir betrachten den Tragiker Sophocles als die reifste Erscheinung hellenisch-klassischer Literatur. Aber Aeschylos, sein Vorläufer, ist nicht minder groß. Ehe das Genie Shakespeare's entstehen konnte, mußte ein Marlow erscheinen, ein Mann von ungewöhnlich hohem Gedankenflug.

Daran ist Sudermann gescheitert, daß man in seinem Schauspiel wohl viel von dem großen Rabbi reden hört, aber nicht viel mehr von seinem Wesen sieht, als daß er ein bedürfnisloser, ethischer Mann ist, der selbst den Lockungen einer Salome widerstehen kann und die Großen der Erde in seinem Glauben nicht fürchtet. Das ist aufrecht gegangen, das ist viel; es ist nur nicht die überragende Führergröße. Es ist nur nicht genug, um tragische Erschütterung zu wecken, wie sie der Mann erweckt, der sich eines Hohen vermessend durfte, der vor der Zeit zusammenbricht und, was er begann, von Größeren (oder Meistern) wird vollenden lassen. Warum war Johannes in Sudermann's Drama „der Täufer?“ Was war seine überlegene Macht über die menschlichen Gemüther? Sudermann verlangt: Das muß geglaubt werden. Aber die Bühne hat ihr besonderes Leben. Der Hörer muß mit erleben. Erst wenn mich die Größe des Vorläufers überzeugt, rührt mich seine Tragödie. Johannes schwebt noch an der Grenze zwischen längst Gewordenem und unklar Werdenem. Noch glaubt er, der Messias werde kommen wie ein kriegsbereiter König, und da wird sein Glaube an sich und seine Sendung erschüttert durch die neue Botschaft, die er von armen Leuten aus Galiläa vernimmt. Besser denn Opfer und Gesetz ist die Liebe, erfährt er; und das Wort: Liebet eure Feinde, trifft sein anstöhnendes Ohr. Jetzt faßt er, feierlich erschüttert, die neue Welt, für die er noch nicht bereit war. Jetzt darf er den Schänder Holofernes nicht mehr steinigen, denn eine andere Lehre hat Macht über ihn gewonnen. Das Volk, das zu ihm, wie zu dem Meister aufgeschaut hat, verfehlt ihn nicht mehr, und seine treuesten Jünger fallen ab von ihm. Seine Tragödie ist erfüllt, die innerliche Tragödie. Großes Wollen ist gestürzt, weil die Zeit zur Ausführung noch nicht gekommen war. Diese Vorläufer-Größe aber sah man auf dem Theater nicht wirken und so war man nicht ergriffen, als Johannes erkennt, daß seine Verkündigung nur ein Ahnen und Taften war, daß er im Wahn gelebt habe und nach ihm der wahre Lichtbringer erscheine.

Hätte Sudermann diese Tragödie geschrieben, dann wäre er auf das merkwürdige Theaterstück nicht verfallen, daß er die listern verwöhnte Prinzessin Salome nach dem düster-schönen Einsiedler Johannes begehrlieh werden läßt, und daß die Sibylle, Verschmähte für einen wilden Tanz vor Herodes den Kopf Johannes' fordert.

Die Hasserin Herodias gab Fr. Dumont mit starker, künst-

terischer Energie. Salome, ihre Tochter, wurde von Frau Sorma gepiëkt. Sie glich wirklich einem zierlichen Pantherkätzchen. Herr Kainz (Johannes) muß entschuldigt werden. Er war krank, und nur um die Vorstellung zu ermöglichen, trat er auf. —

Kleines Feuilleton.

— Ein verschwundenes Dorf. Verschwundene Dörfer zählt man gar viele auf, jedoch aus früherer Zeit. Einzig dürfte ein erst Ende der vierziger Jahre in unserem Jahrhundert völlig verlassenes Dorf bestehen. In Sespenrod, Amt Wallmerod in Nassau, unweit Montabaur, zählte man noch 1840 16 Familien, 63 Einwohner in 18 Wohnhäusern. Der Ort, über dem Gehlbach in höchst romantischer Gebirgsgegend gelegen, wurde fast ganz von armen Kesselflickern bewohnt, welche, ihr Handwerk betreibend, von Ort zu Ort zogen und nur in der kalten Jahreszeit zu Hause sich aufhielten. Die Umwohnenden sagten scherzhaft, nur zwei Sespenroder blieben zu Hause; der eine davon sei der Bürgermeister und der andere der Flurschütz, und zwar wechselten sie alle Jahre ihre Aemter, indem der frühere Flurschütz Bürgermeister und der frühere Bürgermeister fürs nächste Jahr Flurschütz werde. Die Gemarkung Sespenrod zählte 304 Morgen Land, Wiesen und Wald; das Feld ist größtentheils nicht sehr fruchtbar und dabei schwer zu bebauen. Ende der vierziger Jahre beschloßen nun die armen Sespenroder, gemeinsam nach Amerika auszuwandern. Sie verkauften ihren Ort und ihre Gemarkung an die benachbarte Gemeinde Heilberscheid und machten sich mit ihren wenigen Habseligkeiten auf die große Reise. Die Heilberscheider brachen nach und nach die Wohnhütten des verlassenen Dorfes ab und verwandten das brauchbare Material für Bauten in Heilberscheid. Die Ställe, wo das Dorf früher stand, ist mit Gras bewachsen und Wiese geworden, einige ganz niedrige Gemäuer sind nur für den genauen Beobachter sichtbar. Nur die Dorfsinde steht noch und die Quelle fließt noch, aus der die Sespenroder einst tranken. Diese fanden auch in Amerika das erhoffte Glück nicht und kehrten zum großen Theile nach Europa zurück. Sie nahmen in Heilberscheid Wohnung. Von den Auswanderern leben dort jetzt noch zwei alte Männer. —

— Altrömische Feuerwehr. Im Dezemberheft der „Nuova Antologia“ hat die Gräfin Lovatelli eine fesselnde Abhandlung über die altrömische Feuerwehr veröffentlicht, die alles zusammenfaßt, was die Alterthumsforschung bis heute über diesen Gegenstand an den Tag gebracht hat. Die Verfasserin nimmt als zweifellos an, daß schon in den ältesten Zeiten der römischen Republik ein nächtlicher Feuerlöschdienst bestand, der von den triumviri nocturni geleitet wurde. Diese Einrichtung war aber noch unvollkommen und genügte den Bedürfnissen der wachsenden Stadt nicht; erst Augustus hat durch seine Neuordnung dieses Zweiges des Sicherheitsdienstes eine stehende Feuerwehrtuppe geschaffen, die aus Freigelassenen bestand, in sieben Kohorten eingetheilt war und von einem Präsekte aus dem Mitterstande befehligt wurde. Jede Kohorte zählte etwa 1000 Mann und zerfiel wieder in sieben Centurien; sie wurden von Tribunen oder Centurionen geleitet. Nach und nach erweiterten sich die Befugnisse der Vigiles, indem sie außer über Feuergefahr auch über öffentliche Ordnung, Eigenthum u. s. w. zu wachen hatten; so wurde sie eine städtische Polizeituppe im weiteren Sinne. Die sieben Kohorten waren mit ihren Kasernen und Stationen so über die vierzehn Regionen der Stadt vertheilt, daß jede bequem den Dienst für zwei Regionen besorgen konnte. In jeder Region befand sich ein ständiger Wachtposten (excubitorium). Daß diese ständige Feuerwache bereit war, auf blinden Lärm herbeizueilen, geht aus der Schilderung des Gastmahls des Trimalchio bei Petronius hervor, wo erzählt wird, daß infolge des wüsten Lärms der Festgäste die Vigiles kamen und die Haushür zertrümmerten, um den vermeintlich gefährdeten Bewohnern Hilfe zu bringen. Der Kommandant der Feuerwehr war eine einflußreiche Persönlichkeit, die zugleich als militärische und politische Bedeutung hatte, wie aus mancherlei Zeugnissen hervorgeht. Die ihm unterstehenden Mannschaften unterschieden sich vielfach nach Grad und Befugnissen; ihre Titel sind zum theil durch Inschriften erhalten. Mit der Bezeichnung sebacarius, die man erst durch die Wandinschriften des 1866 aufgedeckten excubitorium der siebenten Kohorte in Trastevere kennen lernte, beschäftigt sich die Gräfin Lovatelli eingehender und kommt zu dem Ergebnis, daß die sebacarii als Fackelträger beim nächtlichen Ansrücken dienten und die Beleuchtung der Stationen zu besorgen hatten. Ursprünglich wurde die Tuppe der Vigiles nur aus Freigelassenen gebildet, seit der Zeit des Septimius Severus wiegen aber die Freien und Bürger unter ihnen vor; gleichwohl waren die Vigiles im Vergleich zu den übrigen Truppen, die in der Hauptstadt standen, immer eine Zielscheibe des Spottes der Bevölkerung. Ueber die Lage der sieben Stationen giebt die Verfasserin folgendes an. Sie lagen nach der Reihenfolge der Nummern: bei Piazza S. Apostoli, auf dem Esquilin, dem Viminal, Aventin, Celius (wo innerhalb der heutigen Villa Mattei noch Steine mit Namensliste der fünften Kohorte erhalten sind), am Forum und endlich in Trastevere bei S. Crisogono. Die letztere Station ist seit 1866 ausgegraben und lieferte mit ihren aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts stammenden Wandkriechleien höchst interessante Aufschlüsse über den ganzen Dienst der Vigiles im kaiserlichen Rom.

Eine besondere Fürsorge widmeten diesen Einrichtungen die Kaiser Severus und Caracalla, unter denen eine Neuordnung der römischen und der in Ostia stationirten Vigiles stattfand. Die Wache der letzteren ist 1888 ausgegraben worden und gab eine reiche Ausbeute von Statuenbasen mit Ehreninschriften. —

Kunst.

— Ein Kongreß für öffentliche Kunst. Der Generalauschuß des Brüsseler Vereins für die Förderung der öffentlichen Kunst versammelte sich am 9. ds. im Ravensteinhaufe zu Brüssel, um die Hauptpunkte des bevorstehenden internationalen Kongresses für öffentliche Kunst festzustellen. Das Ziel des Kongresses läßt sich wie folgt zusammenfassen: Verbindung der Industrie mit dem Kunst- und dem Schönheitsfinn zur Verfeinerung des Kunstgeschmacks der Massen unter Berücksichtigung der modernen Ansprüche auf billige Bequemlichkeit. Aehnlich wie die Gründer des englischen Vereins Arts and Crafts, William Morris, Walter Crane, Selwyn Image u. a., wollen die Veranlaßter des Brüsseler Kunstkongresses das Schöne in allem, was den Menschen sowohl in seiner Wohnung als in der Doffentlichkeit umgiebt, zusammenbringen. Während jedoch die englischen Arts and Crafts sich besonders auf die Verschönerung des Hausinnern verlegten, haben sich die belgischen Künstler vornehmlich die Reform der „Aesthetik auf der Straße“, d. h. der Architektur, zum Ziele gesetzt. —

Archäologisches.

— Bedeutende archäologische Funde sind in den Provinzen Bari und Veneto gemacht worden. In ersterer entdeckte man bei Feldarbeiten in der Gegend von Torre Castello auf der Stelle des alten Chelium sieben uralte Gräber, die mit großen Zuffplatten bedeckt waren und in denen sieben Selette lagen. Diese waren umgeben von ungefähr 150 italisch-griechischen Vasen und Väschen, auf denen mythologische Szenen dargestellt werden, aus der Zeit, in der die griechischen Kolonien in Italien gegründet wurden. Die Form der Vasen ist eine außerordentlich feine und elegante. In einem der Gräber fand man ferner ein Schwert, in einem anderen einen silbernen Dreifuß mit wunderschöner Patina. — In der zweiten Provinz wurde in einem zur Gemeinde Torreo, genannt Cavanillo di Po, gehörigen Orte bei Entwässerungsarbeiten einer versumpften Gegend ein antikes Schiff zu tage gefördert, das noch aus der Zeit stammen muß, wo das Adriatische Meer bis zur Kolonie Adria reichte. Es ist sehr gut erhalten. —

Völkerkunde.

g. Eine Sammlung merkwürdiger Grabkreuze befindet sich im ethnographischen Museum in der Königräberstraße. Sie wurden gefunden in — Indianergräbern des alten Zulareichs. Die rothhäutigen Bewohner Peru's kannten also das Kreuz als Symbol des Todes, noch ehe eine Botschaft des Christenthums zu ihnen drang. Die peruanischen Grabkreuze haben die Form der unseren, nur sind sie bedeutend kleiner. Aus dünnen Ästchen verfertigt, sind sie etwa 20 bis 25 Zentimeter hoch und mit bunten Fäden umspunnen, die in zierlicher Anstaltung ein die Kreuzarme deckendes, auf der Spitze stehendes Quadrat bilden. Die Form erinnert so an Grabkreuze, wie man sie öfter auf den Abbildungen mittelalterlicher Kirchhöfe sieht. Die Farben des Gespinnstes wechseln in gelb, weiß, roth und dunkelbraun. Wunder schön hat sich trotz des vielhundertjährigen Alters das zarte Blau erhalten. Die Verwendung der Kreuzchen geschah etwas anders als bei uns, wie man aus den ausgestellten Mumien ersieht. Bekanntlich bestattet der Indianer seine Todten in sitzender Stellung, der Körper in seinen vielfachen Wickeln und Bändern bildet zulezt die Gestalt eines Sackes, dem ein künstlicher Kopf mit gemalten Augen und Lippen und aus Holz geschnitzter Nase und Ohren aufgesetzt wird. Am den Hals dieser Puppe werden fettenartig die Kreuzchen gehängt. Hin und wieder sind sie auch über den Scheitel geschlungen. Auch sonst bieten die Funde aus den Inlagravern des Interessanten sehr viel. Die alten Schmucksachen und Gewänder zeigen von der hohen Kultur des untergegangenen Sonnenreiches. Einen äußerst unheimlichen Anblick bieten dagegen die enthielten Mumien selbst, die sich wahrhaft bewundernswerth erhalten haben. Einzelne haben noch ihren völligen Haarschmuck, die Körper zeigen noch heute die Tätowirung in aller Pracht der kunstvollen Ornamentik und der schön schattirten Farben. —

Gesundheitspflege.

t. Desinfizirende Nachtlichter werden jetzt von einer englischen Firma in den Handel gebracht und sollen vor allem im Krankenzimmer von Lungenleidenden von wesentlichem Nutzen sein. Dem Neuzeren nach gleichen diese Lichte ganz den gewöhnlichen und werden auch ebenso angewandt. Dem Wachs des Lichtes ist jedoch eine Phenolverbindung einverleibt, die mit dem Fett in den Docht hinaufgezogen wird und beim Verbrennen einen Theil der in ihr enthaltenen Karbolsäure abgiebt. Nachdem das Licht etwa eine Stunde gebrannt hat, ist das Zimmer mit einem leichten Karbolgeruch durchzogen. Ein Theil der Karbolsäure geht allerdings bei der Verbrennung verloren. Wenn der Geruch des Karbols unangenehm ist, kann auch Nachtlichter bekommen, die denselben Zweck erfüllen, aber mit irgend einem anderen desinfizirenden Mittel getränkt sind. —

Aus dem Thierleben.

— Von der Klugheit des Affens spricht ein Geschichtchen, das unlängst in Chartum passirte. Ein großer abessinischer Affe, der zu den drolligsten Kunststücken abgerichtet war, wurde von seinem Eigentümer in den Straßen der alten nubischen Stadt umhergeführt. Als das Thier gegen Abend ziemlich gleichgiltig und abgespannt zum hundertsten Male die verschiedensten Nummern seines Repertoires zum großen Amusement der Umstehenden durchmachte, bemerkte es plötzlich unter den Zuschauern einen Mann, der einen Korb voll Datteln am Arm hatte. Diese Früchte zählten offenbar zu den Lieblings Speisen des vierhändigen Artisten, denn er warf ab und zu begehrliche Blicke nach dem Korbe mit dem süßen Inhalt. Doch schlaue genug, um nicht zu auffällig seine innersten Gefühle zu verrathen, nahm er bald wieder eine gleichgiltige Miene an und führte seine Kunststücke wie gewöhnlich aus. Dabei rückte er aber, wie zufällig, dem Dattelkorbe, den der Mann vor sich auf den Boden gesetzt hatte, immer näher. Bei einem seiner schwierigsten Tricks schien dem unglücklichen Gefellen ganz plötzlich die Lust auszugehen; er warf sich auf die Erde und that, als ob er sterben wolle. Im nächsten Moment aber sprang er mit einem Satz unter fürchterlichem Aufschreien dicht vor den Besitzer der Datteln hin und starrte den Erschrockenen zähnefletschend mit wild aufgerissenen Augen an. Der Mann blickte von Entsetzen gelähmt auf das wüthende Thier, jede Sekunde einen Angriff befürchtend. In seiner Angst bemerkte er natürlich nicht, daß sich der eine Hinterfuß oder vielmehr die Hinterhand des verschmitzten Affen im Dattelkorbe befand, wo sie so viele Früchte zusammenkrastete, wie sie nur zu fassen vermochte. Als sich der geriebene Spießhahn dann langsam zurückzog, nahm der Mann mit einem schreuen Griff seinen Korb auf und schlich furchtbebend von dannen. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Lebensfähigkeit der Sporen. Man beobachtet oft in Wäldern mit regelmäßigem Forstbetriebe, daß ein bis zwei Jahre, nachdem abgeholzt worden war, auf den entstandenen Lichtungen sich eine reiche Flora entwickelt, die aber mit zunehmender Belaubung der aus den Baumstämmen emporschwebenden Schößlinge wieder verschwindet. Wird nun 8—10 Jahre später das Unterholz entfernt, so erscheint diese Flora von neuem, ein Beweis, daß die Samen so lange im Boden geschlafen hatten, aber immer noch keimfähig geblieben waren und bei veränderten günstigeren Wachstumsbedingungen wiederum aufzuleben vermochten. Einen Beweis von der Anwesenheit dieser ruhenden Samen im Boden kann man nach E. Druezy auch dadurch erbringen, daß man derartige Walderde aushebt und an einen feuchten und warmen Ort, etwa in einen Keimapparat bringt. Als bald zeigt sich eine sippige Vegetation. Einen hübschen Beleg für die außerordentliche Lebensfähigkeit der Sporen bietet die Mittheilung eines Botanikers, der eine besondere Art von Farnen zu erlangen wünschte. An einem Standorte, an dem die Pflanzen früher reichlich anzutreffen gewesen waren, fand er nicht ein einziges Exemplar mehr vor. Als er aber die Erde in einen Keimapparat brachte, erhielt er nach kurzer Zeit zahlreiche Pflanzen der gesuchten Art. Druezy hält sein Verfahren vielfacher Anwendung in der Praxis für fähig. — („Die Umschau“.)

Technisches.

gr. Eine elektrische Straßenbahn in 23 Stunden in Amerika erbaut. In Bound Brook, N.J., bestanden zwei Gesellschaften, von welchen jede das Recht zu besitzen behauptete, eine Straßenbahulinie von 4 Kilometern Länge zu errichten und zu betreiben. Wenn aber eine von ihnen den Bau in gewöhnlicher Weise in Angriff genommen hätte, so mußte sie damit rechnen, daß die andere bei den Behörden Einspruch erhoben und dadurch die Fortführungen der Arbeit verhindern würde. Es blieb aber nichts übrig, als die Bahn fix und fertig herzustellen zu einer Zeit, wo das Auge des Gesetzes schlummerte, das ist von Sonnabend Mitternacht bis Sonntag Mitternacht; und wirklich hat man dieses Kunststück fertig gebracht. Nur die Zentralstation wurde vorher errichtet, indem man vorgab, sie solle zur Beleuchtung eines Gasthauses dienen. Die Vorbereitungen waren im Geheimen getroffen, Arbeiter waren angeworben, ohne daß man ihnen gesagt hatte, zu welchem Zweck, 250 Mann in Baltimore, 300 in Philadelphia. Ein Sonderzug, der am Sonnabend Nachmittag um 5 Uhr 30 Min. Baltimore verließ, brachte Arbeiter, Pferde, die mittels Pflugscharen die chauffirte Straße aufreißen sollten, Geräte und Beleuchtungskörper nach Bound Brook. Zuerst sorgte man für hinreichende Beleuchtung, indem man nach Mittheilungen der „Engineering“ in Entfernungen von je 180 Metern große Gasfackeln, und zwischen diesen in Abständen von 15 bis 30 Metern Gasstofflampen aufstellte. Um 1 Uhr nachts begann die eigentliche Arbeit; um 10 Uhr früh waren die Erdarbeiten vollendet, und man konnte beginnen, die Geleise zu legen. Den Schienenlegern, denen das Material durch 50 Gespanne zugeführt wurde, folgte eine Abtheilung, welche die Schienenverbindungen herstellte. Gleichzeitig wurde die oberirdische Zuführung in Angriff genommen, wobei die Strecke in mehrere Abschnitte zerlegt war, die einzelnen Abtheilungen zugewiesen wurden; ferner wurde eine Speiseleitung von 600 Metern Länge verlegt. Um 8 Uhr morgens waren alle Masten und Konsolen an Ort und Stelle, um 10 Uhr begann man, die Drähte zu

befestigen. Die gegnerische Gesellschaft war inzwischen auch nicht müßig gewesen; zweimal hatte sie vergeblich versucht, einen rechtskräftigen Erlaß auf Arbeitseinstellung zu erwirken. Schließlich hatte sie am Sonntag Nachmittag mit einer Mannschaft von 100 Arbeitern sich daran gemacht — einen Theil der fertigen Strecke zu zerstören; doch war dieser Angriff abgeschlagen worden. Um 11 Uhr abends konnte bereits der erste Wagen über die neuerbaute Linie laufen. Das dürfte in der That eine Leistung echt amerikanischer Frigigkeit sein. Die Länge dieser Straßenbahn entspricht etwa der Strecke von der Lindenstraße bis zum Schlesißen Busch unserer elektrischen Bahn Behrenstraße—Treprow. —

Humoristisches.

— Der „Mörder“. Eine englische Schauspiel-Gesellschaft, die augenblicklich in Irland weilte, gab dort vor kurzem eine Macbeth-Vorstellung, die durch einen irischen Statisten bedenklich unterbrochen wurde. Der junge Mann hatte die Rolle des dritten Mörders zu markiren, und seiner Beschränktheit gelang es, die grauenvolle Bankett-Szene mit einer angenehmen Heiterkeit zu beleben. Schon bei den Proben hatte das schwerfällige Begriffsvermögen des Statisten den Regisseur zur Verzweiflung gebracht. Es konnte dem Mann nicht klar gemacht werden, daß er, während der erste Mörder dem Macbeth den Tod des Banquo meldet, nur wenige Schritte vortreten darf. Mit einer Beharrlichkeit sondergleichen marschirte er stets bis dicht vor die Lampe und verdeckte Macbeth vollkommen mit seiner breiten Gestalt. Als bei der letzten Probe dem Regisseur vollends die Geduld riß, nahm der Darsteller des Macbeth den sich stets und ständig verirrenden Mörder am Arm, führte ihn zu der Stelle, auf der er stehen sollte und trieb mit wüthigen Hammerschlägen einen glänzenden Messingnagel in den Fußboden. — „Werden Sie sich nun den Fleck da genau merken können?“ fragte er dann den aufmerksam zuschauenden Statisten. „Jawohl, Herr,“ erwidert dieser mit inniger Uebersetzung. Nun schien jede Schwierigkeit überwunden; beruhigt erwartete man den Abend. Die Vorstellung nahm ihren Anfang, es ging alles vorzüglich. Da naht die Bankett-Szene; die Mörder treten herein, zuversichtlich schreitet der ungelebige Statist bis in die Mitte der Bühne. Da bleibt er stehen, blickt auf den Fußboden, geht einen Schritt nach rechts, nach links, wird immer unruhiger und bückt sich schließlich, um mit wahrer Todesangst nach einem Gegenstand zu suchen, den er durchaus nicht finden kann. Im Publikum macht sich bereits ein Richern und Flüßtern bemerkbar; mit dunkelrothem Gesicht tritt Macbeth an den unglücklichen Mörder heran, indem er ihm wüthend zuflüstert: „Um des Himmels willen, Mensch, was machen Sie denn?“ — „Hol mich der —“, entgegnete der Mörder mit weithin vernehmbarer Stimme, „ich kann den verfluchten Nagel nicht finden!“ . . . —

— Ein Appenzellerwirth. In einer Appenzeller Landsgemeinde war nach alter Väter Sitte auch der Weibel, welcher Diebe und dergleichen aus dem Gefängnisse vor Gericht zu führen hat, neu zu wählen. Da drängt sich ein kleines Mannli vor und meldet sich auf der Tribüne zur Uebernahme der Stelle. Der Landammann, ein großer, statlicher Mann, fragt ihn spöttlich: „Ja, Du Ehline, wie wettlich Du o d' Schelma b'ha?“ — „D, hab numma nid Gummer,“ antwortete der Kleine, „es sy drum nid alli so groß wie Du!“ —

Vermischtes vom Tage.

y. Hamburger Kapitalisten planen die Errichtung eines Riesen-Elektrizitätswerkes in Schulan. Mit der aufgespeicherten elektrischen Kraft soll nicht nur der gesammte Straßenbahn-Betrieb der Städte Altona und Hamburg bewältigt, sondern auch noch die Kraft für Beleuchtungswecke und die zum Betriebe der Maschinen im Kleingewerbe erforderliche elektrische Energie geliefert werden. —

— In Königshütte wüthen Scharlach und Diphtheritis noch immer. Auch im Liegnitzer Kreise ist der Typhus aufgetreten. —

— Die Summe des in diesem Jahre in Klingenberg am Main zur Vertheilung kommenden Bürgergeldes belief sich auf 90 000 M., so daß von den 300 Berechtigten jeder 300 M. erhielt. Der Nutzen wurde aus einem Thonwaren-Geschäft erzielt. —

— Steckbrief gegen einen früheren Ataché. Gegen den ehemaligen Ataché im Geheimen Kabinett des Fürsten von Bulgarien, Eugen Pfannenstiel, ist von der Münchener Staatsanwaltschaft ein Steckbrief erlassen worden. Es handelt sich um einen Betrug und einen Betrugsversuch. —

— In Bologna und Ferrara wurden am Sonntag Erdstöße verspürt. —

— Eine große Sendung in Frankreich für Rußland geprägter Silbermünzen ist auf der Eisenbahn zwischen Reval und Petersburg beraubt worden. Mehr als 100 000 Rubel fehlen. —

— Infolge von Ueberschwemmungen sind in Utiel bei Valencia (Spanien) dreißig Häuser eingestürzt; weitere Häuser sind bedroht. —